

DANA BATE

Aber bitte mit Liebe

Buch

Am liebsten würde die 26-jährige Hannah Sugarman ihr eigenes kulinarisches Imperium gründen und nur noch Karottenkuchen backen. Stattdessen verbringt sie ihre Zeit damit, langweilige

Dossiers über die Finanzkrise zu verfassen.

Doch dann geht ihre Beziehung in die Brüche, und Hannah beschließt, ihr Leben endlich nach ihren eigenen Wünschen zu formen: Sie gründet mithilfe ihrer besten Freundin einen geheimen, wenn auch leider nicht ganz legalen Supper Club. Und zwar im luxuriösen Haus ihres neuen und durchaus interessanten Vermieters Blake, der praktischerweise gerade verreist ist und ihr nichtsahnend seinen Schlüssel für alle Fälle in die Hand gedrückt hat.

Als Hannahs Gourmetkochklub immer erfolgreicher wird und sogar die Zeitungen über die köstlichen Gerichte der frischgebackenen Unternehmerin schwärmen, nehmen auch die Geheimnisse zu, die sie bewahren muss. Denn ausgerechnet Blake hat es sich zur Aufgabe gemacht, die zunehmenden unlizenziierten, illegalen Essensrunden in der Stadt auszumerzen. Und als wäre die Geheimniskrämerei nicht schon belastend genug, entdeckt Hannah auch noch, dass sie mehr für Blake empfindet, als sie sich eingestehen will ... viel mehr.

Autorin

Dana Bate ist eine amerikanische Schriftstellerin und ehemalige Reporterin. Sie studierte Molekularbiophysik und -biochemie in Yale, machte aber ihren Master schließlich in Journalistik. Dana Bate lebt in der Nähe von Philadelphia. *Aber bitte mit Liebe* ist ihr erster Roman.

Dana Bate

Aber bitte
mit Liebe

Roman

Übersetzt
von Claudia Geng

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien
unter dem Titel »The Girls' Guide to Love and Supper Clubs«
bei Hyperion, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe April 2014 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.

Copyright © 2013 by Dana Bate

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by
Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: © www.buerosued.de

Umschlagmotiv: Plainpicture/Studio Blond

Redaktion: Lisa Bitzer

HJ · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38211-8

www.blanvalet.de

Kapitel 1

Kaum biegt Adam in die Einfahrt seiner Eltern, gerate ich in Panik: Vielleicht war der Karottenkuchen ein Fehler. Vor zwei Tagen schien Karottenkuchen eine tolle Idee zu sein, denn alle lieben meinen Karottenkuchen. Alle. Sogar mein Chef, Mark – ein Mann, der sich ausschließlich von Käsesandwiches und Hotdogs ernährt –, selbst er isst meinen Karottenkuchen gern. Aber die Prescotts sind nicht wie alle anderen. Sie fahren Lexus, verbringen den Sommer in der Toskana und haben einen eigenen Weinkeller im Capital Grille, dem Steakhouse der High Society! Adams Mutter wird wahrscheinlich einen abschätzigen Blick auf den Kuchen werfen und ihn dann »originell« nennen. So hat sie mich einmal genannt: originell. Eine höfliche Umschreibung für »primitiv«.

Ich hätte etwas Raffiniertes zubereiten sollen, zum Beispiel eine Schokoladenmousse. Oder eine Sacher-torte. Warum habe ich nicht auf Adam gehört, als er mir sagte, ein Dessert mitzubringen wäre eine blöde Idee? Wahrscheinlich, weil »blöd« inzwischen sein Lieblingswort ist, um meine Kochleidenschaft zu beschreiben, unmittelbar gefolgt von »verrückt«. Seine Kritik ist wie eine wirre Hintergrundmusik in meinen Ohren, die seltsamerweise genauso klingt, wie wenn meine Eltern mit mir über meine Zukunft und berufliche Orien-

tierung sprechen. Diese Worte werden von mir kaum noch registriert.

Adam parkt den Wagen in der kreisförmigen, mit Kies bedeckten Einfahrt vor seinem Elternhaus in Georgetown, einer blassgelben Villa, die den größten Teil der Straße einnimmt. Zwischen historischen Altbauten mit Ziegelstein- und Schindelfassaden, die sich entlang der baumgesäumten Allee eng aneinanderreihen, thront das frei stehende Anwesen der Prescotts über dem Rest mit seiner pastellfarbenen Fassade, den pechschwarzen Fensterläden und einer Reihe von eckigen Säulen, die von herabhängenden Blauregenranken und verschlungenem Efeu bedeckt sind. Es ist eines der schönsten Häuser, die ich je gesehen habe. Und eines der einschüchterndsten.

Adam streicht mit den Händen seine kastanienbraunen Haare glatt und wirft mir von der Seite einen Blick zu, während er seinen Gurt löst. »Alles okay?«

»Ja«, erwidere ich. Aber natürlich ist nicht alles okay. Dieser Abend liegt in jeder Hinsicht außerhalb meiner Komfortzone, und ich wünschte, Adam würde den Wagen wieder starten und die zwei Meilen zu unserer Wohnung in Logan Circle zurückfahren, einem Viertel, das eher den Charakter eines Secondhandladens hat als den einer elitären Luxusboutique. Aber wir sind hier, und ich habe einen Karottenkuchen auf dem Schoß. Umkehren ist keine Option.

Ich schnalle mich ab und werfe einen verstohlenen Blick in den Seitenspiegel. Katastrophe. Ich habe ein- einhalb Stunden damit verbracht, mich zurechtzumachen, aber dank der feuchten Julihitze glänzt meine Stirn vor Schweiß, und meine sorgsam ondulierte Fri-

sur ist zu einer sauerkrautlockigen orangeroten Masse mutiert. Eine Sache mehr, die die Prescotts begeistern dürfte: Ihr Sohn ist mit der ausgewachsenen weiblichen Version von Pumuckl zusammen, die einen farblich auf die Frisur abgestimmten Kuchen als Gastgeschenk mitbringt. Einfach perfekt.

Adam tastet nach dem Türgriff, während ich mich vor meinem eigenen Spiegelbild grusele.

»Bleib locker«, sagt er. »Es gibt keinen Grund, nervös zu sein.«

»Ich weiß.« Aber das ist nicht die Wahrheit. Es gibt reichlich Gründe, um nervös zu sein, und wir beide wissen das. Es ist kein Zufall, dass dies innerhalb der letzten fünfzehn Monate, in denen wir zusammen sind, das erste Mal ist, dass Adams Eltern mich in ihr Haus einladen, und das, obwohl wir in derselben Stadt wohnen. Normalerweise bin ich ja der Meinung »Besser spät als nie«, aber im Moment wäre mir das »nie« eindeutig lieber.

»Ach, könntest du bitte nichts von der Wohnung erwähnen?«, fragt mich Adam. »Ich habe es ihnen noch nicht erzählt.«

»Wir wohnen seit drei Monaten zusammen!«

Adam kratzt sich an seinem kantigen Kinn und blickt durch die Windschutzscheibe. »Ich warte noch auf den richtigen Zeitpunkt.«

Was auch immer das heißen mag. Adam und ich waren schon ein halbes Jahr zusammen, als er mich endlich seinen Eltern vorstellte. Damals wartete er auch auf den »richtigen Zeitpunkt«. Bei diesem Tempo wird es wahrscheinlich November werden, bis er seinen Eltern sagt, dass wir zusammenleben. Falls wir dann noch

zusammen sind. So wie Adam sich in letzter Zeit verhält, weiß ich nicht mehr, was ich glauben soll.

Ich steige aus dem Wagen und folge Adam, der zur Eingangstreppe marschiert, während ich versuche, mit ihm Schritt zu halten, den Karottenkuchen auf meinen Unterarmen balancierend. »Du weißt, ich kann ganz schlecht ein Geheimnis bewahren«, sage ich.

»Es ist ja nur für heute Abend. Bitte. Für mich.«

Ich seufze. »Gut, okay, meinetwegen.«

»Danke. Wir können nämlich auf eine Wiederholung von dem Lunch im Capital Grille verzichten.«

Dorthin hatten seine Eltern uns zum Essen eingeladen, um mich kennenzulernen, und die Behauptung, dass die Begegnung nicht so lief wie geplant, ist die Untertreibung des Jahrhunderts. Adams Eltern witterten sofort meine fehlende gute Kinderstube, und das Ganze fand seinen traurigen Höhepunkt, als ich versehentlich ein Glas 1996er Château Lafite umstieß, das in Martin Prescotts Schoß landete, und anfang, mit meiner Serviette den Fleck auf seiner Hose abzuwischen und nebenbei einige Worte und Gedanken zu äußern, die ich wahrscheinlich besser für mich behalten hätte. Als der Lunch vorbei war, hatten sich die Prescotts ihre Meinung gebildet: Mir mangelte es an der Haltung und Raffinesse, die von einer zukünftigen First Lady erwartet wurde, was bedeutete, dass ich für ihren Sohn keine angemessene Partie war. Ich konnte es ihnen noch nicht einmal verübeln.

Während ich den Karottenkuchen in einer Hand halte, streiche ich mit der anderen mein marineblaues Sommerkleid glatt und vergewissere mich, dass alles am richtigen Platz sitzt. Das locker geschnittene

Kleid bedeckt angemessen meine Rundungen, ohne wie ein Nonnengewand auszusehen – ein strategischer Schachzug meinerseits, denn es mag ja sein, dass Adam gerne auf meine üppige Oberweite starrt, seine Mutter dafür aber garantiert nicht. Adam trägt seine übliche Uniform: dunkelblaues Polohemd, Khakihose und Lederslipper. Ein großzügiger Klecks Gel fixiert sein braunes Haar, und seine Haut hat dank der paar Sommerwochenenden auf dem Tennisplatz einen warmen Karamellton angenommen.

Ich folge ihm die breite Treppe hoch, vorbei an eingetopften Buchsbäumen und Hortensiensträuchern, und als wir den Absatz erreichen, schwingt die Eingangstür auf.

»Adam!«

Sandy Prescott wirbelt wie ein kleiner pastellfarbener Hurrikan mit Perlenschmuck und blonder Strähnchenfrisur auf uns zu. Sie legt die Arme um Adam und küsst ihn auf die Wange, während sie seine Schultern mit ihren knöchigen Händen drückt. Martin Prescott steht im Eingang, eine Hand in die Tasche seiner lachsfarbenen Chino gesteckt, und streckt mir die andere entgegen. Zwischen seinen gediegenen Bootsschuhen und Sandys cremefarbenem Twinset komme ich mir vor, als wäre ich gerade in ein Fotoshooting für den Burberry-Sommerkatalog geplatzt.

»Hannah«, sagt Martin und ergreift meine rechte Hand. Er quetscht meine Finger zusammen, bis ich jegliches Gefühl verliere; die Art von Schraubzwingengriff, die man wohl von einem profilierten Washingtoner Lobbyisten erwarten kann. »Freut mich, Sie wiederzusehen.«

»Ganz meinerseits.«

Sandy nickt mir zu und lässt ein kurzes Lächeln über ihr Gesicht huschen, während ihr Blick zu meinen Brüsten wandert, die ich offenbar immer noch nicht gut genug kaschiert habe.

»Hallo, Hannah.«

Sie taxiert mich von Kopf bis Fuß und schnalzt leise, kaum hörbar mit der Zunge, als sie meine Sandalen aus Kunstleder sieht. Treffer, versenkt. Eigentlich zwei, wenn man meinen unglückseligen Körperbau dazuzählt.

Sandy reißt sich dennoch von meinen Füßen los und deutet auf den Eingang. »Sollen wir?«

Adam schleift mich durch die Haustür in die Eingangshalle, einen Raum, der ungefähr die Größe von Alaska hat – und dessen durchschnittliche Umgebungstemperatur. Die Decke ist gut fünf Meter hoch, und ein Kronleuchter baumelt daran herunter, der in der Sommersonne wie ein Miniaturmodell der Planeten funkelt. Eine geschwungene Treppe, die neben dem zentral platzierten runden Louis-XV-Tisch, der auf dem glatten weißen Marmorboden steht, beginnt, führt hoch in das Obergeschoss. Das ganze Haus riecht nach Geld, sogar nach noch mehr Geld, als ich erwartet habe, und nun verstehe ich auch, warum Adams Eltern auf mein unverhohlenes Desinteresse an der Washingtoner High Society gereizt reagierten.

»Was haben wir denn hier?«, fragt Sandy und deutet auf den Koloss aus zerknitterter Aluminiumfolie in meinen Händen. Ich habe versucht, den Kuchen so einzupacken, dass die Folie die Frischkäseglasur nicht berührt – eine Aufgabe, die in der Theorie eindeutig einfa-

cher gelingt als in der Praxis –, was bedeutet, dass der Kuchen nun große Ähnlichkeit mit einem naturwissenschaftlichen Projekt aus der fünften Klasse hat.

»Das Dessert«, antworte ich und zögere kurz, bevor ich das Unvermeidbare ausspreche: »Karottenkuchen.«

Sandy lächelt gepresst. »Karottenkuchen«, sagt sie und nimmt ihn mir aus den Händen. »Wie lustig.«

Adam seufzt. »Das ist eine von Hannahs Spezialitäten. Die Zubereitung nimmt immer mindestens zwei Tage in Anspruch. Eine ziemliche Tortur.«

Sandy starrt auf den silbernen Berg und zieht die Augenbrauen zusammen, während sie den Kopf schüttelt. »Das klingt nach *schrecklich* viel Mühe für einen einzigen Kuchen. Ich war schon immer der Meinung, dass es für so etwas Bäckereien gibt.«

Sie stößt ein ratloses Seufzen aus und bringt den Kuchen in die Küche.

Ich hatte recht. Der Karottenkuchen war ein Fehler. Ich wusste es.

Was folgt, ist ein sorgfältig choreografierter Reigen mit mir auf der einen Seite und den Prescotts auf der anderen. Ich möchte den Prescotts nicht auf die Füße und sie mir nicht zu nahe treten, aber in Wirklichkeit wären wir alle viel glücklicher, wenn wir gar nicht miteinander tanzen müssten. Ich zum Beispiel würde viel lieber am Rand sitzen und den anderen bei ihrer Darbietung zusehen, während ich mich mit Süßigkeiten vollstopfe.

Aber wir drehen Runde um Runde, und je länger wir uns drehen, umso mehr beginnt das Lächeln, das in mein Gesicht getackert ist, zu schmerzen und zu kribbeln und seinen eigenen Rhythmus zu entwickeln. Und

trotzdem lächle ich weiter, hauptsächlich deshalb, weil ich Adams Freundin bin und dies hier seine Eltern sind und es, nun ja, ziemlich klar ist, wer am kürzeren Hebel sitzt. Ich erwarte von den Prescotts ja nicht, dass sie mich nach diesem Dinner für immer in ihr Herz schließen, aber zumindest wünsche ich mir, dass sie aufhören, Adam jedes Wochenende anzurufen und ihre Befürchtungen über unsere Beziehung zu äußern, während er sich im Bad verschanzt und so tut, als würde ich nicht drei Meter entfernt in unserem gemeinsamen Bett liegen. Nach allem, was bisher passiert oder vielmehr: nicht passiert ist, glaube ich nicht, dass das zu viel verlangt ist.

Wir köpfen eine Flasche Veuve Clicquot und genehmigen uns Häppchen auf der Steinterrasse der Prescotts, und der Champagner beruhigt meine Nerven und beeinträchtigt gleichzeitig meine Fähigkeit, mich richtig auf die Unterhaltung zwischen Adam, seinen Eltern und mir zu konzentrieren. Als das Gespräch am Esstisch fortgeführt wird, ertappe ich mich dabei, dass ich mich immer gedanklich wieder kurz ausklinke, als wären die Prescotts ein seichter Sonntagsnachmittagsfilm, der im Hintergrund läuft, während ich die Wäsche falte und E-Mails verschicke. Ich höre, was sie sagen, und ich gebe Antwort, aber bedeutende Zeitabschnitte verstreichen, in denen ich mir nicht sicher bin, worum es gerade geht.

Die Champagnerwelle, auf der ich treibe, schwapppt gegen das Ufer der dornigen Welt, in der meine eigenen Gedanken zu Hause sind. Ich verliere mich in schwarzen Betrachtungen darüber, dass Adam neuerdings alles, was ich mache, peinlich zu sein scheint, dass das

Zusammenleben unsere Gegensätze nur vergrößert hat und unsere Gemeinsamkeiten verschleiert und dass ich infolgedessen nun das Gefühl habe, als würde alles bei mir falsch laufen – der falsche Job, der falsche Mann, womöglich sogar die falsche Stadt.

Ich fahre ruckartig aus meiner Trance hoch, als mein Name am Tisch fällt, obwohl ich ums Verrecken nicht mitbekommen habe, wer mich angesprochen hat. Alle drei Prescotts starren mich an, darum kann ich wohl sicher davon ausgehen, dass eine Frage gestellt wurde.

»Wie bitte?«

»Ihre Eltern«, sagt Martin. »Wie geht es ihnen?«

»Denen geht es gut. Sie sind bis Oktober in London im Forschungsurlaub.«

»Wunderbar«, sagt Sandy. Sie gibt ihren leeren Suppenteller Juanita, der Haushälterin. »Ihre Eltern haben so einen interessanten Beruf.«

Meine Eltern sind der einzige Teil meines Stammbaums, den die Prescotts gutheißen. Als Sandy erfuhr, dass meine Eltern Alan und Judy Sugarman sind, beide renommierte Wirtschaftswissenschaftler an der University of Pennsylvania, sah sie einen Hoffnungsschimmer aufblitzen. Ich stamme zwar nicht aus einer wohlhabenden oder einflussreichen Familie, aber wenigstens besitzen meine Eltern ein akademisches Gewicht, das sich in einer Hochzeitsanzeige in der *New York Times* sehen lassen kann.

»Sie sind nicht die Einzigen, die einen interessanten Beruf haben«, sagt Martin überraschend freundlich. »Adam hat uns den Bericht über quantitative Lockerung gezeigt, den Sie mitverfasst haben, Hannah. Sehr beeindruckend.«

»Danke – eigentlich hat mein Chef ihn geschrieben. Ich habe nur bei der Recherche geholfen.«

»Sie ist viel zu bescheiden«, sagt Adam und reibt meine Schulter. »Du hast viel Arbeit in diese Sache gesteckt. Und das merkt man auch. Die Analyse ist ausgezeichnet.«

Martin lächelt. »Sieht so aus, als hätten wir die nächste Professor Doktor Sugarman in unserer Mitte, hm?«

Das ist die Frage, die ich immer am meisten fürchte – und, wie ich hinzufügen sollte, es ist auch die Frage, die mir am häufigsten gestellt wird. Alle gehen davon aus, dass ich danach strebe, in die Fußstapfen meiner Eltern zu treten, und meinen beruflichen Weg nach einem tief verwurzelten Bedürfnis ausrichte, ihr Vermächtnis fortzuführen. Die Art, wie mir diese Frage immer gestellt wird, legt nahe, dass dies mein Wunsch sein *sollte* – dass ich verrückt wäre, wenn ich mir das nicht wünschen würde. Was also soll ich antworten, wenn mich ausgerechnet jemand wie Martin Prescott in Verlegenheit bringt? Dass ich mir lieber ein rostiges Messer in den Leib rammen würde, als Professorin zu werden? Dass es mein eigentlicher Wunsch ist, eines Tages eine außergewöhnliche Cateringfirma zu gründen, aber dass meine Eltern ausflippen würden, wenn ich das täte? Nein, das kann ich beim besten Willen nicht sagen, nicht wenn klar ist, dass das Einzige, wonach die Prescotts mich beurteilen, eine Karriere ist, auf die ich keinen Wert lege, und ein wissenschaftliches Vermächtnis, mit dem ich nichts zu tun haben möchte.

Also lächle ich stattdessen und sage einfach: »Wir werden sehen.«

Ich greife nach meinem Weinglas und nehme einen

großen Schluck, und dann, wider besseres Wissen, füge ich hinzu: »Aber wer weiß. Vielleicht mache ich eines Tages etwas ganz Ausgefallenes und gründe zum Beispiel meine eigene Cateringfirma.«

Sandy wird blass. Eine offensichtliche Enttäuschung.

»Catering?« Martin lacht leise, während er den Wein in seinem Glas schwenkt. »Sicher können Sie sich höhere Ziele setzen als *so etwas*.«

Juanita kehrt mit drei Tellern auf einem Arm und einem vierten in der Hand an den Tisch zurück. Sie serviert mir den letzten Teller, auf dem Röstkartoffeln, grüne Bohnen und irgendein Fleisch kunstvoll drapiert sind.

»Das ist eine langsam geröstete Lammkeule«, bemerkt Sandy, als ich die vergoldete Porzellanscheibe vor mir interessiert mustere. Sie lächelt. »Ich wollte eigentlich Schweinebraten servieren, aber ich war mir nicht sicher, ob Sie davon essen würden.«

Ah ja. Der Jude ruiniert wieder einmal die Feier. Die Wahrheit ist: Ich liebe Schweinefleisch. Ich esse es ständig. Aber ich kann nicht erwarten, dass Sandy das weiß, und aus ihrem Tonfall geht klar hervor, dass Juden ihr genauso fremd sind wie Außerirdische oder Höhlenmenschen.

Ich probiere ein Stück meiner Lammkeule, und das Fleisch schmilzt auf meiner Zunge, butterweich, mit einem satten Aroma von Rotwein und mit einem Hauch von Rosmarin. »Wow, Sandy, wie haben Sie das Lamm so hingekommen? Es schmeckt fabelhaft!«

»Oh, das habe nicht ich zubereitet«, erwidert sie, während sie das Fleisch auf ihrem Teller in einzelne Häppchen schneidet und die meisten davon an den

Rand ihres Tellers schiebt, unter die gerösteten Kartoffelecken.

Adam räuspert sich. »Mom hat einen Koch.«

»Oh«, sage ich. Natürlich.

»Ich würde ja liebend gern selber kochen«, sagt Sandy. »Aber wer hat schon die Zeit dafür? Ich jedenfalls kann es mir nicht leisten, zwei Tage lang einen Kuchen zu backen.«

Mit einem inneren Seufzen nehme ich die Anspielung zur Kenntnis, dass nur unwichtige Leute für so etwas Zeit haben. Unwichtige Leute wie ich. Ich warte, dass Adam mir zu Hilfe kommt, aber stattdessen schiebt er sich eine Gabel Lammfleisch in den Mund und heuchelt großes Interesse an seinem Tellerinhalt. Für jemanden mit Adams politischen Ambitionen und seinem Hang zu freundschaftlichen Debatten staune ich immer wieder über die Anstrengungen, die er unternimmt, um eine Konfrontation mit seinen Eltern zu vermeiden.

»Ich gehe Vollzeit arbeiten«, sage ich und schenke Sandy ein gequältes Lächeln. »Und irgendwie kriege ich das trotzdem hin.«

Sandy legt anmutig ihre Gabel auf dem Tellerrand ab und verschränkt die Finger ineinander. »Ich bitte um Verzeihung?«

Meine Wangen färben sich rot, und der ganze Champagner und der Wein rauschen gleichzeitig durch meinen Kopf. »Alles, was ich sagen möchte, ist ... wir nehmen uns Zeit für die Dinge, die uns wichtig sind. Mehr nicht.«

Sandy schürzt die Lippen und streift mit dem Handrücken die Haare aus dem Gesicht. »Hannah, meine Liebe, ich bin sehr beschäftigt. Ich bin im Vorstand von drei Wohltätigkeitsorganisationen und richte in diesem

Jahr zwei Galas aus. Das ist keine Frage des *Wollens*. Ich habe einfach wichtigere Dinge zu tun, als in der Küche zu stehen.«

Für eine Frau, die sich so sehr von meiner Mutter unterscheidet – die blondierte, elegante Charity-Lady auf der einen Seite und die unscheinbare, leicht schlam-pige Wissenschaftlerin auf der anderen –, hat sie eine bemerkenswert ähnliche Einstellung dazu, welche Rolle das Kochen im Leben einer modernen Frau spielen sollte. Beide betrachten es als ein unwichtiges Hobby, als einen Zeitvertreib für Frauen, denen es an Grips für anspruchsvollere Aufgaben mangelt oder an Geld, um jemanden zu beschäftigen, der so eine stumpfsinnige Tätigkeit verrichtet. Sandy Prescott und meine Mutter wären sich in vielem uneins, aber als Frauen, die von der täglichen Küchenroutine befreit sind, wären sie sich einig, was meine große Leidenschaft für die kulinarischen Künste angeht.

Wäre ich ein starker Mensch, jemand, der sich besser im Griff und auch nicht mehrere Gläser Champagner intus hat, würde ich Sandys Bemerkung wahrscheinlich unkommentiert lassen. Aber so ein Mensch bin ich nicht. Jedenfalls nicht heute Abend. Nicht wenn mir Sandy, wie offenbar jeder, zu verstehen gibt, dass das Kochen nebensächlich und es nicht wert ist, dass man seine Zeit dafür opfert.

»Sie würden sich schon die Zeit dafür nehmen, wenn es Ihnen wichtig wäre«, sage ich. »Aber offensichtlich ist es das nicht.«

Martin spießt ein Stück Lammfleisch mit der Gabel auf und schiebt seine Brille auf dem Nasenrücken hoch. »Ist das wirklich *angebracht*, meine Damen?«

Die korrekte Antwort lautet natürlich Nein. Einen Streit mit der Mutter meines Freunds vom Zaun zu brechen, einer Frau, die mich jetzt schon nicht leiden kann, ist nicht angebracht. Es ist auch nicht klug. Aber an diesem Punkt ist mir das egal. Ich möchte einfach nur, dass der Abend zu Ende geht, und je eher das geschieht, desto besser.

Leider zieht sich das Dinner über weitere unendliche zwei Stunden hin und bietet mir reichlich Gelegenheit, einen kleinen Fauxpas in einen nuklearen Super-GAU zu verwandeln. Und so wie ich mich kenne, werde ich mir das nicht entgehen lassen. So wie an dem Mittag im Capital Grille, als ich, Kraftausdrücke murmelnd, den Schoß meines Schwiegervaters in spe trockentupfte oder über Leute herzog, die in einem Steakhaus Huhn bestellen, was Sandy dann schließlich tat. Ich schaffe es immer wieder, in Gegenwart der Prescotts genau das Falsche zu sagen.

Adam versucht, die Situation zu entschärfen, indem er von seinem neuesten Coup erzählt, einem Mandat für einen Fall vor dem Supreme Court. Er schmückt die ganze Geschichte wild aus, indem er sich selbst viel mehr Verantwortung und Einfluss andichtet, als er tatsächlich hat, aber Sandy und Martin verschlingen jedes Wort von ihm. Sie sind begeistert.

Das ist Adam in seiner Paraderolle: der zukünftige Politiker, der die Tischrunde mit seinem Charme und Elan fasziniert. Von dem Moment an, als ich Adam kennenlernte, war ich, wie jede Frau über acht, von seinen kantigen Gesichtszügen, seiner Intelligenz und seinem Ehrgeiz fasziniert – aber sein Charisma? Das

zog mich unwiderstehlich an. Es fesselte mich sofort. Wenn Adam es »anknipst«, ist es geradezu elektrisierend, in seiner Nähe zu sein, wie eine aufregende Fahrt, bei der man sich wünscht, sie möge nie zu Ende gehen. Adam gab mir immer das Gefühl, interessant zu sein. Mit ihm fühlte ich mich lebendig. Er nahm mich mit zu Veranstaltungen, auf denen die politischen Macher verkehrten – Partys von Korrespondenten aus dem Weißen Haus, Wohltätigkeitsgalas und Ehemaligentreffen von Harvard-Absolventen. Er behandelte mich wie eine wichtige Person – wie jemanden, der zählte. Wie hätte ich so einem Mann nicht verfallen sollen? Adam ist wie ein Magnet und verzaubert jeden, der ihm begegnet, mit seinem Lächeln und seinen Sprüchen und seinen schimmernden weißen Zähnen.

Was alles eigentlich toll ist, bis mir heute Abend bewusst wird, dass Adam sich so verhält, um mich zum Schweigen zu bringen. Denn jedes Mal, wenn ich versuche, mich an der Unterhaltung zu beteiligen, hebt Adam die Stimme und pflügt wie ein Bulldozer über mich hinweg, walzt mich nieder mit seinen Anekdoten und dem heiter-seichten Geplänkel. Er tritt, kneift und stupst mich unter dem Tisch, als wäre ich eine außer Kontrolle geratene Fünfjährige auf einer Dinnerparty. Ich komme überhaupt nicht zu Wort, was, wie mir endlich klar wird, Sinn und Zweck des Ganzen ist.

Und das, finde ich, ist absoluter Quatsch. Früher liebte Adam meinen Mumm. Das hat er mir zumindest immer gesagt. Ich hatte nichts gemein mit den jungen Frauen, mit denen Sandy ihn zu verkuppeln versuchte, Mädchen, die Debütantinnenbälle besuchten und regelmäßig auf den Promiseiten der Klatschpresse erschie-

nen. Sicher, ich habe auch an einer der acht ältesten Universitäten des Landes, der sogenannten Ivy League, studiert, aber in Adams Harvard-geschulten Augen war ich ja »nur« auf der Cornell University, die er als minderwertig betrachtete. Ich wuchs in einem Haus auf, das so groß war wie die Eingangshalle seiner Eltern, forschte über Finanzregulierung für meinen Lebensunterhalt und konnte im Handumdrehen eine Blätterteigpastete zaubern. Ich war *anders*, verdammt. Und das machte mich zu etwas Besonderem. Aber heute Abend fühle ich mich nicht wie etwas Besonderes. Heute Abend fühle ich mich wie bei so vielen Gelegenheiten in letzter Zeit: als Teil eines missglückten sozialen Experiments.

Während einer Verschnaufpause von Adams Theater erscheint Juanita mit meinem Karottenkuchen, einem zwanzig Zentimeter hohen Turm aus Gewürzkuchenteig mit einer Füllung aus karamellisierten Pekannüssen, einer Frischkäseglasur und gerösteten Kokosraspeln. Wie durch ein Wunder ist nichts von der Glasur an der Folie kleben geblieben – ein kleiner Triumph. Juanita macht sich daran, den Kuchen anzuschneiden, aber ich verscheuche sie und übernehme das Servieren selbst. Wenn Adam mich von der Unterhaltung ausschließen möchte, gut – aber niemand wird mir bei der Präsentation meiner kulinarischen Meisterwerke das Zepter aus der Hand reißen!

Ich reiche Sandy ein üppiges Kuchenstück, und sie macht große Augen angesichts der dicken Glasur und der buttrigen Nuss-Karamell-Kleckse. Ich kann nicht beurteilen, ob sie entzückt oder entsetzt ist. Etwas sagt mir, dass Letzteres wahrscheinlicher ist.

»Meine Güte«, sagt sie. Sie stellt den Teller vor sich

ab, schnuppert kurz am Kuchen und schiebt ihn dann zehn Zentimeter von sich weg. Ich vermute, dass sie so all ihre Desserts konsumiert.

»Übrigens, Hannah«, sagt sie, während ich das letzte Stück Kuchen serviere. »Ich habe letzte Woche ein paar beunruhigende Nachrichten über Ihr Viertel gelesen. Es gab wohl eine Serie von Überfällen.«

»Wirklich? Davon habe ich nichts gehört.«

»Sie sollten vorsichtig sein. Offenbar ist Columbia Heights immer noch sehr ... sagen wir, auf der *Kippe*.«

»Oh, ich wohne schon seit ungefähr drei Monaten nicht mehr in Columbia Heights. Adam und ich haben eine Wohnung in Logan Circle gefunden. Wir ...«

Mitten im Satz fällt es mir wieder ein. Adams Augen weiten sich vor Schreck und saugen sich an meinen fest.

»Verzeihung, wie bitte?«, sagt Sandy mit schnell schlagenden Wimpern. »Habe ich das richtig verstanden? Ihr beiden wohnt zusammen?«

Keiner von uns sagt etwas.

Sandys Stimme klingt angespannt. »Adam? Ist das wahr? Ihr wohnt zusammen ... seit *drei Monaten*?«

Adam räuspert sich. »Nein. Ja. Lass mich erklären ...«

Aber bevor er mehr sagen kann, presst Sandy die Lippen zusammen, schüttelt den Kopf und springt von ihrem Stuhl auf. Adam eilt ihr nach, und dann wirft Martin seine Serviette auf den Tisch und stapft polternd aus dem Esszimmer, den beiden hinterher, während ich allein zurückbleibe.

Ich starre auf das Durcheinander aus Tellern und Servietten auf dem Tisch, neben umgedrehten Gabeln und nicht verzehrten Kuchenstücken. Die Prescotts haben mein Dessert nicht angerührt, und den gedämpf-

ten Stimmen aus dem Zimmer nebenan nach zu urteilen, werden sie das vermutlich auch nie tun. Ich ziehe meinen Teller näher heran, trenne die Spitze meines Kuchenstücks mit der Gabel ab und schiebe sie mir in den Mund. Der Kuchen ist köstlich, der beste, der mir seit Monaten gelungen ist, reich am süßen Aroma von Zimt und Karotten, knusprig karamellisierten Pekannüssen und gerösteten Kokosraspeln. Es ist ein Meisterwerk, und niemand wird es jemals erfahren. Ich bin mir sicher, dass es viele Möglichkeiten gibt, wie der Abend hätte schlimmer laufen können, aber im Moment will mir partout keine einzige einfallen.

Kapitel 2

Seien wir ehrlich: Die Prescotts wären sowieso irgendwann dahintergekommen. Das Einzige, was ich getan habe, war, diesen Prozess zu beschleunigen.

Und wirklich, bei all dem Champagner und Wein in Kombination mit der Aussicht auf Zuckerguss und karamellisierte Nüsse konnte ich fast nichts dafür. Ich war abgelenkt. Wer hat unter dem Einfluss von Zucker und Alkohol nicht auch schon mal schlechte Entscheidungen getroffen? Außerdem hat Adam sich den Großteil des Abends aufgeführt wie ein Idiot. Ich bin wohl kaum diejenige, der man im Nachhinein die Schuld in die kunstledernen Schuhe schieben kann!

Aber etwas sagt mir, dass keine dieser Ausreden bei meinem Freund ziehen wird, der mich seitdem wie Luft behandelt. Während er auf die Dumbarton Bridge zurast, wird mir plötzlich bewusst, wie wenig er gesprochen hat, seit wir uns von seinen Eltern verabschiedet haben. Die Klimaanlage in Adams Lexus bläst aus den Lüftungsschlitzen und senkt die Innentemperatur, sodass wir uns wie in einer kühlen, hermetisch versiegelten Blase durch die dicke stickige Sommerluft bewegen. Selbst abends um halb zehn hat der Himmel über Washington noch einen schwachen violetten Schimmer, der die Nacht verhüllt wie ein traumähnlicher Schleier. Altmodische Laternen säumen die Straße, umgeben

von blühendem Springkraut und von Laubbäumen variierender Größen. Die Dachspitzen der Altbauten von Dupont Circle zeichnen sich am Horizont ab.

Als wir uns der Brücke nähern, umfasst Adam das Lenkrad mit beiden Händen und drückt das Gaspedal durch. Er fährt dicht auf einen weißen Prius auf, der sich an die Höchstgeschwindigkeit hält, und klebt dem Vordermann bis zum Ende der Brücke an der Stoßstange. Als die Gegenspur frei wird, zieht Adam den Lexus über den gelben Doppelstreifen, überholt den Prius und fädelt dicht vor ihm wieder ein.

»Arschloch«, ruft er ungehalten und zeigt dem Prius-Fahrer den Stinkefinger.

Ich habe keine Ahnung, warum man ein Arschloch ist, wenn man sich an die Geschwindigkeitsbegrenzung hält, und ich tendiere dazu nachzufragen, aber angesichts Adams beängstigend aggressivem Ton beschließe ich, mir die Mühe zu sparen.

Adam beschleunigt den Wagen wieder, während wir die Connecticut Avenue überqueren und das Herz von Dupont Circle mit seinen betriebsamen Straßen und überfüllten Gehwegen durchqueren. Ich klammere mich an meinem Sitz fest und schließe die Augen, während ich mich bei seinen riskanten Fahrmanövern zunehmend unwohl fühle, selbst wenn mir bewusst ist, dass sie wohl mit meinem Verhalten vorhin zusammenhängen. Trotzdem würde ich heute Abend lieber nicht sterben.

Aber ich gebe zu, der Abend war ein Desaster. Ein unbestreitbares, unerträgliches Desaster. Warum enden die Begegnungen mit Adams Eltern immer auf diese Art? Weil ich *ich* bin, darum. Und weil Adam Adam ist.

Ich bin mitteilnehmend und unberechenbar, und Adam ist verkrampft und vorsichtig, und steckt man uns zusammen mit seinen Eltern in einen Raum, werden wir auf magische Weise zu übertriebenen Versionen unserer selbst, was so viel heißt wie zu polaren Gegensätzen. Ich bin das wandelnde Pulverfass, während Adam der Typ mit dem Stock im Arsch ist, und es ist klar, welche Sorte Mensch den Prescotts lieber ist.

Was Adams Eltern von mir halten, sollte eigentlich keine Rolle spielen, aber das tut es wohl – für Adam und mich. Mag sein, dass mein Freund mit Luxus und Privilegien aufgewachsen ist, aber wir wurden beide von Eltern großgezogen, die einen beträchtlichen Teil ihrer Zeit und ihres Gelds in unsere Erziehung investiert haben und deren Meinung immer eine Rolle spielte – in Bezug auf die richtige Schule, das richtige Studium, die richtige berufliche Laufbahn und den richtigen Lebensstil. Warum sollte ihre Meinung über unsere jeweiligen Lebenspartner weniger Gewicht haben? Ich hatte immer Respekt vor Leuten, die auf die Wünsche ihrer Alten pfeifen und ihren eigenen Weg gehen, ungeachtet der elterlichen Missbilligung. Aber Adam und ich sind nicht so. Das ist etwas, das wir immer gemeinsam hatten.

Adam biegt auf die breitere und weniger belebte 14th Street, und ich beschließe, das Schweigen zu brechen. »Der Karottenkuchen ist gut geworden.«

Karottenkuchen. Das ist alles, was ich habe.

»Als wäre das wichtig«, murmelt er fast lautlos.

»Ich bin mir sicher, deine Eltern werden sich daran gewöhnen. Dass wir zusammenleben.«

Adam schnaubt, während er bei Gelb über eine

Kreuzung rast. »Darauf würde ich mich nicht verlassen.«

Wir reden nicht weiter, bis wir zu Hause ankommen.

Adam schließt die Tür zu unserer loftähnlichen Wohnung in der vierten Etage auf, die im Herzen von Logan Circle liegt. Als ich während meiner Studienzeit ein Praktikum in Washington machte, galt Logan Circle noch als aufstrebendes Viertel, und ich hörte Geschichten über die Prostituierten, die angeblich die 14th Street auf und ab schlenderten. Aber in den letzten paar Jahren haben hier Dutzende Geschäfte, Restaurants und Galerien eröffnet – alles Mögliche, von Biosupermärkten über hippe Vinotheken bis zu kleinen Lokalen, die vor Understatement nur so überquellen –, und seitdem wimmelt es im Bereich der 14th Street von jungen Berufstätigen, die in Scharen hierhergezogen sind. Unser Haus steht auf dem Grundstück einer ehemaligen Autowerkstatt. Das heruntergekommene Schrottkarrendepot wurde durch vierundachtzig Luxuswohnungen ersetzt – von denen ich mir ohne Adam keine einzige leisten könnte.

Ich folge Adam in die Wohnung und halte ein paar Schritte Abstand zu ihm, während er ins Wohnzimmer stürmt. Er wirft seinen Schlüsselbund auf die Stahlkonsole an der Wand, wodurch sich ein Klirren ausbreitet, das von den gebürsteten Betonböden widerhallt.

»Ich kann nicht fassen, dass du es ihnen gesagt hast!«, fängt er an zu schreien und lässt sich auf unsere Ledercouch plumpsen – *seine* Ledercouch, denn ich habe meine ganzen Möbel verkauft, als wir zusammengezogen sind; eine Idee, die damals scheinbar einen Sinn hatte,

aber nun meinen Stand in dieser Wohnung, in dieser *Beziehung* deutlich schwächt.

»Das war keine Absicht«, erwidere ich. »Es ist mir einfach so rausgerutscht.«

»Richtig. Rausgerutscht! Nachdem ich dich extra gebeten habe, nichts zu sagen.«

»Ich habe dich gewarnt. Ich bin kein guter Geheimnisträger.«

Adam starrt mich an, ungerührt.

»Wenigstens kennen sie jetzt die Wahrheit.«

Adam schnaubt. »Ja. Super!«

»Sie hätten es sowieso irgendwann rausgefunden ...«

Adam presst die Handflächen an die Schläfen und stößt einen Grunzlaut aus. »Weißt du was? Ich kann mich jetzt nicht damit befassen. Wir reden morgen weiter.« Er hievt sich von der Couch hoch und marschiert ins Bad.

Also gut, er ist angepisst. Oder dem lauten Klappern im Bad nach zu urteilen: stinksauer. Aber wenn wir eine Chance haben wollen, dass diese Beziehung funktioniert, werden seine Eltern unsere Entscheidung zusammenzuleben akzeptieren und respektieren müssen. Wir können ja nicht ewig mit dieser Lüge leben. Zumindest ich kann das nicht.

Was mich beunruhigt, ist, dass ich allmählich den Eindruck habe, dass Adam das durchaus könnte. Wenn ich sage, dass Adam nie gegen seine Eltern aufbegehrt hat, ist das nicht ganz richtig. Schließlich ist er mit mir zusammen. Das ist seine einzige Rebellion gegen sie, sein kleiner Akt des Widerstands. Aber statt angesichts ihrer Missbilligung dagegenzuhalten, hisste er heute Abend die weiße Fahne und überließ mich ungeschützt

ihrem Angriff. Außerdem stoßen ihn neuerdings all die Eigenschaften ab, die ihn früher für mich Partei ergreifen ließen – meine Redseligkeit und meine unkonventionelle und manchmal leicht schräge Art –, als wäre ich eine ewig sprudelnde Quelle der Peinlichkeiten.

Früher sah er mich anders. Als wir frisch verliebt waren, stellte er mich seinen Kollegen und Freunden immer als seinen kleinen »Kracher« vor. So nannte er mich seit unserem dritten Date, als er mich zu einer Feier der Redskins bei seinem Freund Eric mitnahm. Eric hatte sich vorgenommen, ein Buffalo Chili con Carne zu machen, aber wie mir und jedem anderen auf der Party bald klar wurde, hatte er keine Ahnung von dem, was er tat. Zwei Stunden nach Beginn der Feier, als wir sämtliche Chips und Salzstangen vertilgt hatten, schnibbelte Eric immer noch rote Chilischoten. Entschlossen, die Partygesellschaft von fünfzehn Personen nicht mit hungrigem Magen nach Hause gehen zu lassen, krepelte ich die Ärmel hoch, marschierte in die Küche und schnappte mir ein Messer. »Okay, du Sternekoch«, sagte ich und ließ die Säbel rasseln. »Höchste Zeit, dass die Show losgeht!« Dann schnitt und hackte und pulverisierte ich in Schnellfeuergeschwindigkeit, und das Abendessen war in null Komma nichts fertig. »Seht euch diesen Kracher an!«, sagte Eric, während er mich beim Zaubern in der Küche beobachtete. Nach dem Abend blieb der Name dann irgendwie an mir hängen.

Eine Weile lang schien dieser Spitzname etwas Gutes zu bedeuten. Jedes Mal, wenn ich über neue Modediäten herzog, für die Wichtigkeit von nachhaltiger Landwirtschaft plädierte oder die mangelnde Auswahl an Lebensmitteln in den Innenstädten beklagte, lachte

Adam und sagte: »Das ist mein kleiner Kracher!« Er gab mir das Gefühl, etwas Besonderes zu sein, als wäre ich ein wichtiger Teil seines Lebens. Seine Eltern waren offenbar die Einzigen, vor denen er mich abschottete, und obwohl mich das ein bisschen irritierte, hatte ich dafür Verständnis. Ich war die personifizierte Anti-Sandy. Das machte mich reizvoll. Heute scheint das anders zu sein, denn Adam hat mich seit gefühlten Monaten nicht mehr seinen kleinen Kracher genannt, und in letzter Zeit habe ich den Eindruck, als würde er mich vor allen verstecken, nicht nur vor seinen Eltern. Wann ist aus dem kleinen Kracher eine Handgranate geworden?

Ich folge Adam ins Bad und starre sein Spiegelbild an, während er sich die Zähne putzt. »Tut mir leid, dass es so peinlich ist, mit mir zusammen zu sein.«

Adam lässt einen schaumigen weißen Zahnpastaklecks aus seinem Mund ins Waschbecken fallen und spült sich den Mund aus, indem er Wasser zwischen seinen Backen hin und her schwenkt. Er spuckt ins Waschbecken und erwidert meinen Blick im Spiegel. »Das habe ich nie gesagt.«

»Aber gedacht.«

Adam steckt seine Zahnbürste in den Zahnbürstenhalter. »Nein, das denke ich nicht. Aber komm schon, musstest du ausgerechnet die Wohnung erwähnen?«

»Ich habe dir gesagt, dass es ein *Versehen* war.«

»Und was ist mit dem Streit, den du mit meiner Mutter über das Kochen führen musstest? War das auch ein Versehen?«

Ich spiele an den Fransen eines unserer Handtücher. »Das war kein Streit.«

Adam schnaubt. »Es hat sich aber so angehört.«

»Nun, das tut mir leid. Ich schätze, ich kann nichts richtig machen.«

»Das will ich damit nicht sagen.« Er massiert sich den Nasenrücken und seufzt. »Aber gut, nur so als Beispiel, warum musstest du von deiner Spinnerei mit der Cateringfirma anfangen? Wie kamst du darauf, dass das gut ankommen würde? Mich wundert es nur, dass du ihnen nicht auch von dem Speisewagen erzählt hast oder von deiner fixen Idee mit dem geheimen Supper Club.«

Seit ich Adam das Konzept der Supper Clubs – geheime Untergrund-Restaurants ohne Lizenz, betrieben von Berufs- oder passionierten Laienköchen in Privaträumen – erklärt habe, bezeichnet er es als eine fixe Idee. Sicher, ich habe ihn wiederholt bearbeitet, um selbst ein solches Guerilla-Dinner in unserer Wohnung zu veranstalten, und sicher, ich habe mir die Finger wund recherchiert, um herauszufinden, was alles nötig ist, um einen Supper Club auf die Beine zu stellen, aber das macht es wohl kaum zu einer *fixen Idee*. Es ist vielmehr ein Interesse. Ein starkes, unerschütterliches Interesse.

Adam greift nach der Mundspülung, aber ich schnappe ihm die Flasche weg, bevor er drankommt. »Eine Cateringfirma zu gründen ist keine Spinnerei, Adam. Deine Mutter beschäftigt einen eigenen Koch. Kochen ist ein seriöser Beruf.«

»Ja, für Leute, die nicht genug Grips haben, um was anderes zu machen. Im Gegensatz zu dir.«

»Gott, du klingst wie meine Eltern.«

»Ich klinge wie jemand, der recht hat.«

»Nein, du klingst wie ein Arschloch.«

Adam rollt mit den Augen. »Hättest du dir meinen Eltern zuliebe nicht was anderes ausdenken können?«

Typisch Adam: Wenn die Realität dem Publikum nicht gefällt, erschaffe eine andere, die eher Beifall findet. Adam Prescott for President!

Aber ich weiß, dass Adam sich wünscht, dass meine große Leidenschaft fürs Kochen nicht mehr als ein Hirngespinnst ist. Als wir ganz frisch zusammen waren, machte mein Küchentalent ihn an. Die Aussicht, dass ich in einer knappen Schürze und mit einem Rührbesen in der Hand am Herd stehe – er fand das sexy. Und als Frau, die wenig Erfahrung darin hatte, ihren Sex-Appeal einzusetzen, stürzte ich mich auf diese sich mir offenbarende Möglichkeit, damit Adam mich begehrte und brauchte.

Ich verbrachte vier Tage damit, mein erstes Menü für ihn vorzubereiten, das aus angewelktem Winterendiviansalat mit warmem Bacon-Dressing, Osso bucco mit Risotto Milanese und Gremolata und einem Semifreddo aus weißer Schokolade und gerösteten Mandeln bestand. Damals wohnte ich zusammen mit drei anderen Leuten in einem Reihenhaus in Columbia Heights, also bat ich meine Mitbewohner, sich an diesem Samstagabend zu verdünnisieren. Als Adam vor meiner Tür auftauchte, während der kräftige Geruch der geschmorten Kalbshaxen durch das Haus zog, begrüßte ich ihn mit einer Platte Feigen, die in Prosciutto gewickelt waren, während ich nichts mehr als eine aufreizende rote Schürze trug. Adam packte mich an der Taille und schob mich in die Küche, wo er genüsslich die Schürzenbänder über meinen runden Hüften aufzog, und Sekunden später liebten wir uns auf den Küchenfliesen. Zugege-

ben, ich machte mir die ganze Zeit Gedanken, wann ich das Risotto aufsetzen musste und ob Adam überhaupt Haxe mögen würde, wenn wir fertig waren, aber es war das erste Mal, dass ich jemanden so verführt habe, und es war zauberhaft.

Adam war begeistert von dem Menü – dem kräftigen Aroma des Osso bucco, der pikanten Note der würzigen Gremolata, dem süß-salzigen Geschmack des Semifreddo –, und das war der Moment, in dem ich wusste, dass das Kochen meine Sprache der Liebe ist, meine Art, Leidenschaft und Verlangen auszudrücken und meine ganze Unsicherheit zu überwinden. Ich habe gelernt, dass ich mich vielleicht nicht wohl dabei fühle, in einem hautengen Kleid durch einen Raum zu stolzieren, aber dass ich dafür verdammt gut Essen zubereiten kann, und das ganz bequem in meiner eigenen Wohnung, nur bekleidet mit einer Schürze und sonst gar nichts.

Adam liebte mein Essen, und er liebte es sogar noch mehr, mir in der Küche bei der Arbeit zuzusehen. Er liebte die Art, wie sich meine Wangen von der Hitze am Herd röteten und meine Haare am Ansatz zu feinen roten Löckchen kringelten. Während die Wochen verstrichen, verführte ich Adam mit Schweineragout und Brathuhn, Rahmspinat und Karottenauflauf, sizilianischen Cannoli, süßen Brownies und Schoko-Haselnusskuchen.

Aber als die Flitterwochenphase vorbei war, nach ungefähr sechs Monaten Beziehung (was übrigens zeitlich mit der ersten Begegnung zwischen mir und seinen Eltern zusammenfiel), hatte Adam von meinen Frikassees, Rührkuchen und Soufflés genug. Das sei nicht mehr als

eine Ablenkung, sagte er. Ich sei weit über das hinausgeschossen, was man vielleicht als zukünftige häusliche Pflicht betrachten könne, und hätte das Reich der Bessenseheit betreten – weil ich ständig davon redete, was ich zum Abendessen kochen wollte, überschwänglich von jedem neuen Rezept schwärmte, das ich entdeckte, und drei Tage in der Küche zubrachte, um einen Rinderbraten vorzubereiten und Chaos und Verwüstung anzurichten. Adam hatte kein Problem damit, wenn ich das Kochen als Hobby betrieb, aber nachdem er erkannt hatte, dass es mehr war als das, reichte es ihm. Man kocht, um zu essen, und man isst, um zu leben, und damit basta. Seriöse und intelligente Menschen machten keine *Karriere* aus ihrer Kochkunst.

»Hätte ich deine Eltern etwa anlügen sollen?«, sage ich und schnippe mit dem Finger gegen die Listerine-Flasche aus Kunststoff. Adam erwidert nichts darauf. Ich gebe ihm die Mundspülung und nehme meine Zahnbürste von der Ablage. »O ja, super Idee. Dann werden sie mich wahrscheinlich nie richtig kennenlernen!«

»Vielleicht wäre das besser ...«, murmelt Adam leise.

Ich erstarre, während die Zahnbürste halb aus meinem Mund hängt. »Wie bitte?«

»Vergiss es«, sagt er.

»Nein, was sollte das gerade heißen?«

»Es heißt, dass du recht hast. Ich bin es leid, mit einem Paradiesvogel zusammen zu sein. Das ist nicht mehr süß. Ich kann keine Beziehung führen mit einer Frau, für deren Verhalten ich mich ständig entschuldigen muss.«

Ich ziehe die Zahnbürste zwischen meinen Lippen heraus. »Ist das so?«

»Hör zu, ich will damit nur sagen, dass es möglich sein sollte, dich irgendwohin mitzunehmen, ohne dass ich mir Sorgen machen muss, was du sagen oder tun könntest.«

»Ich bitte dich, Adam! Du brauchst dir meinetwegen bestimmt keine Sorgen zu machen.«

»Ach nein? Und was ist mit Weihnachten letztes Jahr, als du beinahe Erics Christbaum in Brand gesteckt hättest, weil du darauf bestanden hast, direkt daneben eine Menora anzuzünden? Oder dieses unsägliche Abendessen bei meinem Chef letzten Monat?«

Pah! Ich wusste, dass er das zur Sprache bringen würde. »Ich habe nur versucht zu erklären, wie man Spaghetti Carbonara richtig zubereitet!«

»Und ihm damit zu verstehen gegeben, dass er sie falsch gemacht hat.«

»Nun ... ich meine ... er hat sie falsch gemacht!«

Adam seufzt. »Verstehst du, was ich meine? Du bist eine tickende Zeitbombe!«

»Nein, bin ich nicht! Ich bin nur ... in bestimmten Sachen pedantisch. Aber du brauchst dir um mich keine Gedanken zu machen. Versprochen.«

»Das glaube ich erst, wenn ich es sehe.«

»Oh, du wirst schon sehen«, erwidere ich und schiebe meine Zahnbürste wieder in den Mund. »Vertrau mir.«

Ich bin mir selbst nicht ganz sicher, was ich mit dieser letzten Bemerkung meine, aber ich nehme an, ich versuche ihm zu sagen, dass ich die vornehme, wortkarge Frau sein kann, die ihm vorschwebt – selbst wenn ich diese ganze Idee, mich vor ihm zu beweisen, insgeheim für absurd halte. Weil sie absurd *ist*. Das war nicht die Abmachung, die wir getroffen haben. Adam hat sich

für mich entschieden, gerade weil ich frech und eigensinnig bin. Aber in letzter Zeit scheint er seine Wahl zu bereuen, als wäre ich ein ausgefallenes Kleidungsstück, das er aus einer Laune heraus gekauft hat, ein orangefarbenes Hemd, das nun nicht mehr zu seinem Lebensstil beziehungsweise zu seiner restlichen Garderobe passt.

Und das macht mir eine Höllenangst. Adam ist der erste Mann, auf den ich mich auf eine schmachterfüllte, alles verzehrende Art eingelassen habe. Was wird geschehen, wenn es zerbricht? Ich habe keine Erfahrungen, auf die ich zurückgreifen kann, kein Drehbuch, an dem ich mich orientieren kann. Das ist ein peinliches Eingeständnis für eine Sechszwanzigjährige, aber es ist die Wahrheit. Ich habe Chancen und Freundschaften zugunsten meiner Beziehung mit Adam geopfert – lehnte einen besser bezahlten Job in Boston ab, um bei Adam in Washington zu bleiben, verzichtete auf ein Wochenendseminar über Käseherstellung, weil es von unserer »gemeinsamen Zeit« abgegangen wäre. Adam wurde zum Mittelpunkt meiner Welt, und ich ließ meine Freunde abdriften, und nun habe ich so gut wie niemanden mehr, der nicht mit Adam in Verbindung steht. Wenn ich ihn verliere, verliere ich mein ganzes Sozialleben, darüber hinaus diese Wohnung und das gesamte Leben, das wir uns gemeinsam aufgebaut haben – die Filmabende, den Sonntagsbrunch, die ausgedehnten Einkaufstouren für Lebensmittel und die Spaziergänge am Tidal Basin, um die Kirschblüten und Denkmäler zu betrachten. Ich werde allein sein. Die ganzen Opfer werden umsonst gewesen sein.

Das darf ich nicht zulassen. Ich muss diese Beziehung wieder ins Lot bringen, muss die Spannung wiederher-

stellen, die uns ursprünglich zueinander hingezogen hat: Adams magnetische Energie, meine bestechende Schlagfertigkeit, seine Faszination mir gegenüber, meine Bewunderung für ihn. Das bin ich uns beiden schuldig. Alles, was ich brauche, ist ein bisschen Magie aus dem Hause Sugarman, um Adam zu beweisen, dass er keinen Grund zur Sorge hat und ich genauso wenig.

Kapitel 3

Offenbar habe ich reichlich Grund zur Sorge, denn trotz aller Anstrengungen finde ich keinen Schlaf. Ich wälze mich im Bett hin und her, strampele die Decke weg und ziehe sie wieder hoch. Die Ereignisse des Abends spielen in einer Endlosschleife in meinem Kopf, und ich sezieren wieder und wieder jeden einzelnen Fauxpas, bis mein Kopf sich anfühlt, als würde er gleich explodieren. Was nicht zuletzt das Einschlafen ziemlich erschwert.

Um halb sechs gebe ich auf. Ich quäle mich aus dem Bett und schleppe mich ins Wohnzimmer, während mir jede Bewegung schwerfällt, als würde ich durch einen riesigen Bottich Marshmallow-Creme waten. Ich lasse mich vor mein Laptop plumpsen und starre auf den Monitor, während die Schlagzeilen der *Washington Post* auf mich hinabrieseln: »Alle Augen richten sich auf Sitzung des Ausschusses für den Offenen Markt« ... »Inzahlungen finden Anklang in Wirtschaftsflaute« ... »Vorkehrungen für die Rückkehr der Schweinegrippe« ... Alles verschmilzt ineinander, hauptsächlich deshalb, weil ich im Moment nichts verarbeiten kann, was über das Niveau eines Drittklässlers hinausgeht.

Statt die aktuellen Nachrichten zu überfliegen, melde ich mich auf Facebook an, wo mir das beständige und erfolgreiche Leben meiner vierhundert Freunde – viele davon ehemalige Kommilitonen von der Cornell Uni-

versity – entgegenplopt und mich verspottet. Isaiahs Artikel in der *New York Times* erhielt gestern die dritthöchste E-Mail-Resonanz – hurra! Kates gemeinnütziges Engagement wurde in Präsident Obamas Rede erwähnt, und sie und ein paar ihrer Mitarbeiter sind gemeinsam im Weißen Haus eingeladen – wie aufregend! Meredith hat ihre Zulassung als Anwältin bekommen, Jonathan hat seinen Fall gewonnen, und Katherines Hochzeit war die schönste und lustigste und wichtigste des Jahrhunderts. Ist es nicht wunderbar, all diese guten Neuigkeiten? Ist es nicht einfach *fabelhaft*?

Nein, nicht wirklich.

Es ist nicht so, dass ich meinen Freunden ihren Erfolg nicht gönnen würde – obwohl, vielleicht doch, wenn auch nur ein kleines bisschen. Aber in einer Phase, in der ich mir so verloren vorkomme – in Bezug auf meine Karriere, meine Beziehung, alles –, rufen mir jedes Status-Update und jede Bilderstrecke und jeder Link in Erinnerung, wie festgefahren ich bin und dass ich, während alle anderen stetig vorankommen, mich immer noch stotternd im Kreis drehe wie ein Aufziehspielzeug, dem langsam der Saft ausgeht. Ich möchte auch von meiner erstaunlichen Karriere berichten oder von der Erfüllung meiner Träume oder von meiner lebensverändernden Reise in die Abruzzen, aber das Beste, was ich posten kann, ist ein Foto von der Erdbeertorte, die ich gebacken habe, oder von dem salzigen Karamelleis, das ich gemacht habe. Dies ist meine Art, um auszudrücken »Ich bin hier – und ich presche vorwärts wie der Rest von euch«, selbst wenn eigentlich das Gegenteil der Fall ist.

Mein Blick wandert in die obere Monitorecke, und

ich klicke mein Profilbild an, ein Schnappschuss von Adam und mir, der vor knapp einem Jahr auf der Einweihungsfeier meiner Freundin Rachel entstanden ist. Darauf gibt Adam mir gerade einen riesigen Schokoladen-Cupcake mit weißer Buttercreme Glasur, während ich neben ihm sitze mit einem liebeskranken Lächeln im Gesicht, ein Ausdruck, der zu gleichen Teilen Adam und dem Cupcake gilt. Es war der letzte Cupcake, der übrig war, und Adam hatte ihn sich geschnappt, weil er wusste, dass ich zu beschäftigt war, die Guacamole und Salsa zu probieren, als dass ich mich um den Dessertisch hätte kümmern können. In jenen ersten Monaten unserer Beziehung überhäufte Adam mich mit spontanen Nettigkeiten, immer um mich bemüht, immer bestrebt, mich glücklich zu machen.

Das war einmal. Was mir auffällt, während ich auf das Foto starre, ist, dass es nicht viel Ähnlichkeit mit meinem momentanen Leben hat. Es erzählt die Geschichte von einer verliebten jungen Frau, deren Gesicht erleuchtet ist, weil sie weiß, dass dort draußen jemand ist, der genauso viel an sie denkt wie sie an ihn. Wann hat diese Frau aufgehört, ich zu sein? Ich kann mich nicht erinnern, wann ich mich zum letzten Mal so gefühlt habe wie auf dem Foto. Nicht mehr, seit Adam und ich zusammengezogen sind, so viel ist sicher.

Die treibende Kraft für unseren Umzug war weniger romantischer als praktischer Natur: Unsere Mietverträge liefen aus, und außerdem hatte ich das WG-Leben satt. Adam konnte sich als Junganwalt, der immer noch einen monatlichen Unterhalt von seinen Eltern bekommt, eine bessere Wohnung leisten als ich, aber wir erkannten, dass wir gemeinsam sogar etwas noch

Besseres haben konnten. Also schmissen wir unser Geld zusammen und ergatterten ein Luxusobjekt in Logan Circle mit offen liegenden Rohren, gebürsteten Betonböden, bodentiefen Fenstern und Granitarbeitsflächen – die Art von Wohnung, die für mich ohne Adam völlig außer Reichweite wäre.

Alle sagten mir, es sei zu früh, um zusammenzuziehen: Meine Freunde, meine Eltern, sogar Mark, mein Chef, warnte mich davor. Und das liegt daran, dass alle mich für unfähig halten, mein Leben auf die Reihe zu kriegen.

»Und, was ist nun? Denkst du nach einem Jahr Beziehung daran, diesen Mann zu heiraten?«, fragte meine Mutter, als ich es ihr erzählte.

Adam und ich haben nie über Heirat gesprochen, aber ich versicherte meiner Mutter, dass wir uns das Zusammenziehen gründlich überlegt hätten und dass es finanziell und praktisch sinnvoll sei. Ende der Geschichte. Warum muss eine gemeinsame Wohnung gleich zu einer *Heirat* führen?

Inzwischen kann ich den Standpunkt meiner Mutter und auch aller anderen nachvollziehen. Mit Adam zusammenzuziehen war ... nun, es *war* ein wenig überstürzt. Ohne ihn könnte ich mir diese Wohnung nie und nimmer leisten, und sollte es zur Trennung kommen ...

Ich knalle mein Laptop zu und springe von meinem Stuhl auf. Nein! Ich kann mich jetzt nicht damit auseinandersetzen. Ich kann mich nicht damit auseinandersetzen, dass meine Beziehung auf der Kippe steht, dass all die Menschen, die mir gesagt haben, dass es ein Fehler ist, mit ihm zusammenzuziehen, vielleicht recht hatten. Denn wenn ich über solche Dinge nachdenke, wird

mich das auf dunkleres Terrain führen, zu Fragen, was passieren würde, wenn Adam und ich uns trennen, wo ich wohnen, wie ich mir eine neue Wohnung und eine neue Einrichtung finanzieren würde. Ich wäre dann gezwungen, meinen Plan B zu aktivieren, der in Wirklichkeit überhaupt nicht existiert.

Also tue ich, was ich immer tue, wenn mein Leben scheinbar außer Kontrolle gerät: Ich backe.

Das Backen und das Kochen verschaffen mir inneren Frieden, wie eine schmackhafte Yogavariante ohne die ganzen peinlichen Verrenkungen und das Schwitzen. Wenn mein Leben außer Kontrolle gerät, wenn ich die Welt nicht mehr verstehe, steuere ich direkt die Küche an und schalte den Backofen ein, und mit einem Knopfdruck knipse ich einen Teil meines Gehirns aus und einen anderen an. Die Regeln in der Küche sind unkompliziert: Ich muss dort nicht an meine Probleme denken. Ich brauche an nichts anderes zu denken als an Milliliter und Gramm, Temperatur und Backzeit.

Während meines ersten Studienjahrs auf der Cornell, als ich in meinem Einführungsseminar über Amerikanische Geschichte saß, erfuhr ich, dass ein Flugzeug in das World Trade Center geflogen war. Meine Freunde und ich eilten ins Studentenwohnheim und verbrachten die nächsten Stunden vor der Glotze. Ich ließ meinen Fernseher den ganzen Tag laufen, aber nachdem ich mit meinen Eltern telefoniert und drei Stunden lang die Berichterstattung verfolgt hatte, suchte ich schnurstracks die Gemeinschaftsküche auf und backte drei Bleche voll Brownies, die ich anschließend auf meiner Etage verteilte. Einige meiner Freunde hielten mich für verrückt (»Wer fängt an zu backen, wenn das Land an-



Dana Bate

Aber bitte mit Liebe

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-38211-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: März 2014

Romantisch und humorvoll

Hannah Sugarmans Leben scheint perfekt: ein ehrgeiziger Freund, ein toller Job, ein schickes Apartment. Dabei möchte sie eigentlich nur eines: Kochen. Als ihre Beziehung scheitert, sieht sie die Chance, endlich ihren Traum zu verwirklichen. Hannah gründet in der Wohnung ihres attraktiven neuen Vermieters Blake einen – nicht ganz legalen – Supperclub. Ihre köstlichen Gerichte werden bald zum Stadtgespräch! Allerdings hat sie »vergessen«, Blake von ihrem kleinen Unternehmen zu erzählen. Und als die ganze Sache aufzuliegen droht, entdeckt Hannah auch noch, dass sie mehr für Blake empfindet ... viel mehr.